

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 32.

Samstag, 7. Februar.

1931.

Amateur-Detective / Roman von Walter Bloem.

(7. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Begriff der Kaste stammt bekanntlich aus dem Aufbau des indischen Gesellschaftslebens und wurde im Zeitalter der Entdeckungen nach Europa übernommen. Als Bezeichnung also für eine Erscheinung, die hier ebenfalls bereits bekannt gewesen sein muß — nur daß eben die knappe, schlagende Benennung noch fehlte.

Die Revolutionen, die seit 1789 über den europäischen Kontinent hingebraust sind, schrieben samt und sonders das Strebenziel der Egalité, der Gleichheit, auf ihre Fahne — die Zertrümmerung all der unsichtbaren Schranken, die sich zwischen den Schichten der Gesellschaft aufgetürmt haben — dünn wie Spinnweb und — starr wie Wanklischangschöng, die Zyklopenmauer der Ming-Dynastie. Die Schranke hat sich als stärker erwiesen denn das sprengende Prinzip. Würfelt ein paar dutzend oder hundert Menschen der verschiedenen europäischen Kasten durcheinander wie einen Sack Getreidekörner — es dauert kaum drei Tage, so haben sich mit der Selbstverständlichkeit eines Naturgesetzes die Zusammengehörigen zusammengefunden.

Diesen Vorgang unfehlbarer magnetischer Anziehung und Abstoßung zu beobachten ist ein Spaß, dessen man so leicht nicht müde wird — wo immer sich dazu Gelegenheit bietet. In Hotels, Sanatorien — und den Gesellschaftsräumen der Ozeantriesen.

Herr Ministerialrat Mühlmann hatte sich lange Zeit vergeblich nach Anschluß umgesehen. Der vorsorgliche Obersteward glaubte ihn sehr gut unterzubringen, indem er ihn mit dem Finanzminister von Honduras und dem Justizminister von Guatemala nebst zugehörigen mehr oder weniger exotischen Damen zusammenspannte. Er vergaß, daß deutsche Regierungsbeamte zwar in günstigen Fällen des Englischen und Französischen, des Spanischen aber nur äußerst selten mächtig sind.

So blieb Herr Mühlmann auf den Zufall einer Begegnung mit Angehörigen der eigenen Kaste angewiesen. Einstweilen ruhte er in der heiteren, etwas frischen Morgenfrühe des vierten Reisetages recht verlassen, auch noch immer etwas seetrant, auf seinem Liegestuhl als stiller Beobachter. Barschaft und dienstliche Korrespondenz lagen wohlbehalten im Safe der Schiffsverwaltung. Persönliche Besorgnisse kamen nicht mehr in Betracht. Um so spannender, unter den dreihundert Mannergestalten aller Rassen, Farben, Nationen, die an seinem Lager vorbeidesilierten, nach dem Menschen Ausschau zu halten, auf dessen Entdeckung ein Preis ausgeschrieben war.

Was dieser polizeilich gesuchte Sünder eigentlich ausgestossen haben sollte, darüber war man auf unbestimmte Vermutungen angewiesen. Es kam darauf an, aus der vielföpfigen Herrenwelt einen Menschen herauszufinden, der irgend etwas geraubt haben könnte, an dessen Wiedergewinnung ein Interesse in Höhe von zwanzigtausend Mark bestand.

Das Studium der Passagierliste gab keinerlei Anhaltspunkt. Immerhin entdeckte der Herr Ministerialrat inmitten der Unzahl von Kaufleuten, Bankiers und jener zahlreich vertretenen Kategorie, die sich schlangweg als „Direktor“ bezeichnete, einen — Staatsanwalt. Einen Herrn „Grunelius Friedrich Wilhelm Dr. jur. nebst Frau und Tochter aus Magdeburg“. War dieser

Herr nicht — der geborene Bundesgenosse? Sollte man ihn nicht ins Vertrauen ziehen? Schließlich war man als Mitglied einer hohen deutschen Behörde moralisch verpflichtet, an seinem bescheidenen Teile zum allmählichen Wiederaufbau der durch Krieg und Nachkrieg so katastrophal erschütterten Rechtsordnung im gequälten Vaterlande beizutragen. Es ist nahezu selbstverständlich, daß man zufällige Kenntnis von einem strafrechtlichen Tatbestand an ein zufällig greifbares Mitglied der Untersuchungs- und Anklagebehörde weitergibt.

Herr Grunelius und seine beiden Damen waren nicht wenig überrascht, als ein hagerer, bebrillter Herr sich vorstellte und den Herrn Staatsanwalt um eine kurze Unterredung unter vier Augen bat. Nach höchst korrekter Entschuldigung bei den Damen entführte der Ministerialrat das Oberhaupt der reisefreudigen Familie Grunelius in eine Ecke des Lesezimmers und reichte ihm nach kurzer Erläuterung den verstümmelten Telegrammtext.

Doktor Grunelius fühlte sich unsanft in seinem Reiseprogramm gestört — das ihm eine sorgfältige Vorbereitung auf die schwerwiegenden Fragen vordrängte, die das Thema des großen internationalen Meetings seiner engeren Fachgenossen bilden sollten. Aber er war mit Leib und Seele Bekämpfer und Verfolger des Unrechts.

„Herr Ministerialrat — wenn ich Ihre Erzählung — und diesen Text da einigermaßen verstanden habe — so ist Ihr Hilfsarbeiter und sind durch dessen Vermittlung Sie selber teilweise Mitwisser eines Auftrages geworden, den die Berliner Polizei der Leitung unserer waderen „Chicago“ erteilt hat?“

„Das ist auch meine Vermutung, Herr Staatsanwalt.“

„Sollte es sich nicht empfehlen, von dieser Tatsache der denn doch in erster Linie interessierten Behörde Kenntnis zu geben — also unserm Kapitän?“

„Diese Frage habe ich mir schon vorgelegt“, betonte Herr Mühlmann. „Aber, Herr Staatsanwalt — wollen wir nicht lieber unabhängig auf einem zweiten Wege die Fahndung nach dem Missetäter aufnehmen, der sich in dieser anscheinend so harmlosen Korona birgt?“

In dem Staatsanwalt meldete sich eine Empfindung, entfernt mit jener verwandt, welche die gleiche Kunde in Mister James Hutchinson wachgerufen hatte. Bei diesem war's jahrhundertalter blutbedingter Jäger- und Entdeckertrieb. In der Seele des Herrn Grunelius wirkte sich berufsmäßiges Training zur Dingfestmachung des sich der Rechtsverfolgung entziehenden Verbrechens aus. Der Berliner Polizeipräsident hatte in diesem Augenblick einen weiteren freiwilligen Mitarbeiter für seine Fahndung hinter dem frechen Juwelenräuber gewonnen.

Die beiden neuen Bekannten überlegten bedachtam, auf welchem Wege sie die zweifellos bereits eingeleiteten Ermittlungen der Schiffsleitung unterstützen könnten. Sie hatten bisher völlig zurückgezogen gelebt, kannten noch keinen Namen. Es konnte nicht fehlen, daß ihnen genau dieselben Herren auffielen, die dem Kapitän und dem Obersteward bereits verdächtig erschienen waren — und sogar noch einige mehr, eben

dan! ihrer fehlenden Kenntnisse von Nam' und Art der vorüberziehenden Erscheinungen. Nach einer halben Stunde Spähdienstes hatten die beiden Herren sieben Persönlichkeiten ermittelt, auf die das ja leider recht bequembare Signalement zu passen schien. Als Männer der Tat beschlossen sie, diese sieben Individuen nach dem Grad ihrer Verdächtigkeit einzeln in Bearbeitung zu nehmen.

Baron Wilczek wurde eine halbe Stunde vor dem zweiten Frühstück von einem fremden Herrn angesprochen, der sich als „Doktor Grunelius“ vorstellte.

„Baron Wilczek.“ Das kam zugeknöpft und abweisend heraus.

„Verzeihen Sie eine Frage, Herr Baron. Die Dame, die neben Ihnen bei Tisch sitzt — ist das nicht die berühmte Sängerin Frau Winterfeld?“

„Allerdings.“

„Oh — meine Frau und Tochter, die mich begleiten, und ich sind begeisterte Verehrer der Diva. Würden Sie die Güte haben, uns bei Gelegenheit ihr vorzustellen?“

„Soweit mir bekannt ist, legt die „Diva“ keinen Wert auf persönliche Bekanntschaften mit ihren Verehrern.“

„Herr Baron, den Duft des Weihrauchs schnuppern alle Künstler gern — auch wenn sie's bestreiten.“

„Frau Winterfeld bestimmt nicht. Ich kenne das Bedürfnis der Dame nach Ruhe und Zurückgezogenheit. Niemand hindert Sie, sich ihr selber vorzustellen.“

Staatsanwalt Grunelius hatte das Gefühl, ganz ohne Umstände stehen gelassen worden zu sein.

Scheinbar doch nicht so einfach, das Detektivspielen. Und dabei war's ihm doch gar nicht um die Bekanntschaft der Sängerin, sondern des Barons selber gegangen. . .

Schwer zugänglich, der Herr — scheint selber Veranlassung zu haben, Annäherung für unerwünscht zu halten.

Was mag Herr Mühlmann inzwischen erreicht haben?

Ihm ist der Schauspieler aufgefallen. Auf den paßt das Signalement fast mathematisch genau. Aber der Ministerialrat ist weniger draufgängerisch geschult als der Staatsanwalt. Er fragt den Decksteward, der die Liegestühle vermieta.

„Oh — Herr Ministerialrat —“, staunt der Steward. „Das ist doch Stephany — der berühmte Stephany!“

„Wer ist Stephany?“

„Der spielt doch bei Reinhardt!“

„Ich habe keine Beziehungen zur Bühne“, knurrte Mühlmann.

„Aber, Herr Ministerialrat — er ist ja auch beim Film! Haben Sie nicht am Donnerstagabend, gerade nach der Ausfahrt, den fabelhaften Film: „Die letzte Liebe einer Kaiserin“ gesehen? Da hat er doch drin mitgespielt!“

„Da war ich jeeckrant. Danke sehr für die Auskunft.“

Bekannte Schauspieler pflegen keine Juwelen zu stehlen. Da ist man wohl auf falscher Fährte.

Doktor Heinrich Müller trug nicht allzu schwer an der Abfuhr, die Fräulein Frömmel ihm heute nacht auf dem Bootsdeck erteilte. Beim Frühstück hatte er sie nur mit einer eifrigen Verneigung begrüßt und dann geschneitten. Ihr Nachbar zur Rechten, der große Mann aus Wien, versagte ihrer unwiderstehlichen Schönheit unfachlicher Weise auch den leisesten Zoll der Beachtung. Sie sah sich trotz des von dem „Fischnerell“ erzwungenen Plakwechsels wieder kaltgestellt. Das war ihr offenbar höchst peinlich. Sie versuchte die Brücke, die sie selber gesprengt, von neuem zu schlagen.

„Nun, Herr Doktor Müller — hat Ihre Unternehmungslust sich von der gestrigen kalten Dusche erholt?“

Diese Anrede, unterstützt von einem halb spöttischen, halb versöhnungsvollen Blick, hatte nicht ganz die erhoffte Wirkung.

„Fräulein Frömmel, ich will Ihnen mal was sagen. Es gibt Damen, die sagen Nein, wenn sie Ja meinen. Das halten sie für Taktik. Bei manchen Herren mag das angebracht sein. Bei mir nicht. Eine Frau, die mir mal Nein gesagt hat — die hat bei mir verspielt.“

„Ist Ihnen das schon oft vorgekommen?“, fragte die schöne Toni ipih zurück.

„Oft nicht, nee. Aber die Wirkung trat jedesmal prompt ein: erledigt!“

(Fortsetzung folgt.)

Hyazinthe.

Wenn mit ihrer Pracht die Rose prahlt,
Dann errötest du, o Hyazinthe,
So beschämt, als ob mit Burpurante
Dich Aurora hätte reich bemalt,
Weil du nie in Tag und Traum vergist,
Daß du ihr nicht ebenbürtig bist.
Und du flehst, daß eine wohlgesinnte
Göttin einmal zu der Rose Rang
Deine schlichte Schönheit kühn erhebe.
Und du lächelst einem Falter Dant,
Daß er nicht als Rosenpage lebe
Nur, auch deinem Reiz sich gern ergebe.
Und so wie ein Baldachin Gewebe
Nimmst du seiner bunten Schwingen Schweben
Gern zu süßer Ruhe in Empfang.

Artur Silbergleit.

Die Perücke.

Von André Polher.

Nun sitze ich hier am Schreibtisch meines Bungalows in Santa Monica und will Ihnen, lieber Freund, einen kurzen Bericht geben über die letzten ereignisvollen Monate meines Lebens. Die Phantasie sträubt sich gegen die Vorstellung, daß es Menschen gibt, die jetzt in dicken Mänteln und frierend durch schmutzige, nagkalte Straßen eilen. Oder haben Sie dieses Jahr in Berlin ausnahmsweise einen weißen Winter?

Blendend und heiß dringen die Strahlen der berühmten kalifornischen Sonne in mein Zimmer, und blide ich durch das Fenster, so sehen meine verwunderten Augen ein im grellen Tageslicht märchenhaft funkelndes Riesenschloß — ich will es Ihnen verraten, es gehört dem sompathisch bescheidenen Krösus Harald Lloyd — dessen prachtvolle Palmengärten gleich denen der Semiramis kühn über tiefe, schattige (künstliche) Klüfte ragen.

Doch es ist nicht meine Absicht, Ihnen eine begeisterte Schilderung der Wohnstätten der Hollywooder Superstars zu senden. Kehren wir ganz unbescheiden zu meinem persönlichen Schicksal zurück. Es wird Sie damals vor einem halben Jahr gewundert haben, daß es mir doch noch gelang, das so heiß ersehnte Engagement nach Hollywood zu erhalten. Jetzt, wo ich den Erfolg bereits errungen habe — ich darf es behaupten, denn mein Vertrag mit der Filmgesellschaft wurde dieser Tage unter bedeutend günstigeren Bedingungen verlängert — kann ich, ohne eine Indiscretion gegen mich selber zu begehen, die etwas burleske Geschichte meines Amerika-Engagements Ihnen verraten.

Sie wissen, ich hatte nach den ersten Besprechungen mit dem in Berlin weilenden Generalmanager der Filmgesellschaft das Empfinden, den einträglichen Vertrag bereits in der Tasche zu haben. Doch dann trat, ganz unerwartet, eine merkbare Änderung in dem Benehmen des Amerikaners ein. Er, der bis zu diesem Tage die verführerische Liebenswürdigkeit war, wurde mit einem Male unzugänglich; auf mein Drängen erhielt ich nur vage Versprechungen von ihm. Ich wußte bald, es hatte seitens einiger „Freunde“, die mir mein Glück mißgönnten, ein Kesseltreiben gegen mich begonnen; ich wurde verleumdet, mein Können und meine Popularität bestritten, und schließlich soll eine Kollegin — ihren Namen verschweige ich lieber; sie ist ebenso schön wie unbegabt — die Gründe zu haben glaubt, mich zu hassen, mit Einsetzung ihrer Person von dem Amerikaner das Versprechen entlockt haben, mich unter keinen Umständen zu engagieren. Was ich zwar nicht ohne weiteres glaube, denn mein Amerikaner ist zu sehr Businessman, um nur aus sentimentalen Gründen auf einen Schauspieler zu verzichten, von dessen Engagement er sich Vorteile verspricht. Nein, er war beeinflusst von dem Gerede meiner Mißgönner, eifrig der Ansicht, daß ich nicht der richtige Mann für ihn sei.

Er machte aus seiner Meinung keinen Hehl und erklärte mir, er halte mich für die auserlesene Rolle für zu jung.

„Gut“, antwortete ich mit beleidigter Miene. „Sie scheinen von meiner Begabung nicht viel zu halten. Ich will Ihnen beweisen, daß ich einen alten Mann glaubhaft darstellen kann.“ Und ohne eine weitere Erklärung zu geben, ging ich.

Ich hatte bereits meinen Plan. Einen Plan, den ich so lustig fand, daß ich es nicht unterlassen konnte, einige Bekannte in ihn einzuweihen. Was ich lieber nicht hätte tun sollen.

Am nächsten Morgen, als der Amerikaner in seinem Hotel beim Frühstück saß, sah er plötzlich mich seinem Tisch ausstreiten. Das heißt einen Herrn, der meine Gestalt und meine Züge besaß, der aber weißes Haar hatte und um einige Jahrzehnte älter als ich aussah, und zwar trotz grellen Tageslichtes mit verblüffender Echtheit. Der Mann schritt einige Male dicht am Tisch des Amerikaners vorbei, grüßte distinkt und verschwand.

Am gleichen Nachmittag ließ ich mich beim Amerikaner melden. Er empfing mich sofort.

„Nun, wie fanden Sie meine Maskierung?“ fragte ich triumphierend.

Wortlos reichte er mir eine Karte. Ich las: „Sehr geehrter Mister X., ich halte es für meine Pflicht, Sie über einen Schwindel aufzuklären, den der Schauspieler M. gegen Sie zu begehen plant. Um Ihnen seine Maskierungskunst zu beweisen, wird er sich Ihnen morgen als „alter Mann“ vorstellen; das heißt, er schickt seinen um etwa dreißig Jahre älteren Doppelgänger — er ist ein kleiner Bankangestellter, Krolve mit dem Namen, und sieht M. ähnlicher als ein leibhafter Vater — in dem Sie natürlich einen fabelhaft auf alt geschminkten M. sehen sollen. Nun sind Sie gewarnt, fallen Sie also auf den plumpen Trick nicht herein.“

Mit rotem Gesicht reichte ich dem Amerikaner die Karte zurück und stotterte: „Das ist eine gemeine Verleumdung, ich beteuere Ihnen, der alte Mann von heute morgen war ich selber.“

„Ich weiß es“, sagte er freundlich. „Ich habe Sie nämlich trotz Ihrer wirklich ausgezeichneten Maske erkannt.“

„Sie haben mich erkannt?“ rief ich aufs höchste erstaunt. „Ja, sofort.“ Der Amerikaner lächelte überlegen. „Und zwar an Ihrer Perücke.“

Ich verneigte mich. „Mister X., Sie haben ein außerordentlich scharfes Auge.“

Der Amerikaner lächelte geschmeichelt; eine Stunde später hatte ich den ersehnten Kontrakt in der Tasche. Und fuhr nach Hollywood, wo ich am besten Wege bin, die große Karriere zu machen. Sie sehen, lieber Freund, nichts geht über Redlichkeit.

Ich grüße Sie herzlich

Ihr M.

Emma und die 20 000.

Von Peter Mos.

Die besten Geschichten erfindet doch immer wieder das Leben. Es sorgt wie ein erfahrener Schriftsteller dafür, daß sie auch mit einem erquicklichen happy end schließen.

Emma, Stütze der Hausfrau in einer Kleinstadt unweit Berlin, pflegt alle ihre Einkäufe beim Kaufmann Hummel zu machen. Bei Hummel gibt es so ungefähr alles, was ein bürgerlicher Haushalt bedarf, von der Stiefelwache bis zum Kunsthonig. Außerdem ist Hummel Junggeselle und aus diesem Grunde nicht weniger für weibliche Kunden eine Attraktion.

An diesem negativen Vorteil Hummels ist Emma allerdings nicht interessiert, da sie halb und halb versprochen ist.

Hummel handelt neuerdings auch mit Lotterielosen. Und es verlangt seiner Überredungskunst, auch Emma eines Morgens ein Los aufzureden.

Emma glaubt nicht recht an Glück und ähnlichen Unfug und hat ihren Leichtsinns eigentlich schon ein paar Tage später wieder vergessen.

Bedenkt man, es ereignet sich, daß sie mit ihrem Los mit dem Hauptgewinn von 20 000 Mark herauskommt.

Das ist allerhand. Hummel liest es als erster in der amtlichen Liste und ärgert sich zunächst, was für ein schlechter Lotterievertreter er ist, da er die Gewinnlose verkauft und die Nieten zurückbehält. Dann erwägt er, wie er an Emmas Glück teilnehmen könnte, und entscheidet sich dahin, ihr nur 10 000 Mark auszuzahlen und die andere Hälfte des Gewinns in die eigene Tasche zu stecken.

Nicht sehr vornehm von Hummel gedacht, aber begreiflich. Emma will ihr Glück anfangs gar nicht begreifen.

Wie denn? 10 000 Mark einfach auf den Tisch? Aber ja doch. Hoffentlich sei sie klug genug, keinem Menschen auch nur ein Sterbenswörtchen zu verraten! Kommt gar nicht in Frage. Herr Hummel.

Max, der heimlich Verlobte, erzählt es aber selbstverständlich doch. Max ist es auch, der sofort vor schlägt, daß Emma ihre Stelle aufgibt und mit ihm nach Berlin reist, um sich umzuschauen, wie man zusammen am nettesten ein neues Leben beginnen könne. Zur Vorsicht gegen Taschendiebe läßt sich Max auch gleich 5000 Mark aushändigen, womit Emma in ihrer Seligkeit einverstanden ist.

In Berlin treibt man es ein bißchen toll. Keine Rede davon, sich solid nach der Zukunft umzuschauen; man zieht von Lokal zu Lokal und macht Bechen, an denen stets unbekante Gäste der Wirtschaften erheblich beteiligt sind.

Aber Emma zahlt alles.

Zahlt so lange, bis sie sich schon nicht mehr wundert, daß Max seit einigen Stunden spurlos verschwunden ist und ein gänzlich fremder Herr, der sich als Kriminalbeamter ausweist, Interesse für die Herkunft ihres unerschöpflichen Reichtums zeigt.

Aber Emma fürchtet sich nicht. Sie hat ja ein gutes Gewissen. Was der Kriminalbeamte nicht erwartet hat.

Nur daß Max sie im Stich gelassen hat, erscheint ihr beweisenswert.

Selbstverständlich, Herr Kriminal, ist das Geld ehrlich erworben. Was der Kommissar trotzdem bezweifelt.

Emma triumphiert. Sie hat ja Hummel als Zeugen.

Dann müssen Sie eben mit mir kommen, Herr Kriminal. Statt Emma auf der Stelle zu verhaften, fährt der Beamte mit ihr. Seine Stimmung wird unterwegs immer schlechter. Emma findet seinen Dienstleister auch übertrieben.

Geben Sie den Rest des gestohlenen Geldes heraus, sagt er schließlich, und ich lasse Sie laufen.

Emma denkt nicht daran. Sie hat auch noch nicht begreifen, daß sie sich in den Fängen eines zweiten Gauners befindet, der es nur auf ihr Geld abgesehen hat.

Schön, wenn man ein gutes Gewissen hat.

Emma kommt also mit dem falschen Kriminal in ihre Kleinstadt zurück und klingelt Hummel heraus. Morgens um fünf.

Wer ist denn da unten verrückt geworden?, schreit Hummel.

Hier ist die Polizei, sagt Emma.

Ich komme sofort.

Das hat Hummel nicht erwartet. Und da steht er nun, zitternd, frierend und übernachtigt, vor Emma und der Kriminalpolizei.

Wollen Sie diesem Herrn, bitte, mal ganz genau sagen, wie viel Geld ich bei Ihnen in der Lotterie gewonnen habe, Hummel.

Ah, Fräulein Emma! Gut, daß ich Ihnen endlich den kleinen Irrtum erklären kann. Sie haben 20 000 Mark gewonnen.

Emma blieb die Spude weg. Vor Erstaunen. Wie denn? Derweil kausierte der Schwindler, der begriffen hatte, daß er an ein ungeeignetes Opfer geraten war, um die nächste Straßenede.

War der wirklich von der Polizei?

Aber sicher! Und mein Geld kann ich wohl gleich mitnehmen? fragte die gewirkte Emma.

Aber ja, das heißt, wenn Sie es nicht doch vorziehen, es in meinem Geschäft arbeiten zu lassen. Es könnte uns beiden zugute kommen. Verstehen Sie mich, Emmachen?

Sie sind aber ein ganz Schlimmer! lächelte Emma. Bei allem Hang zur Romantik hatte sie auch einen gesunden Instinkt für Sachlichkeit. Männer unterscheiden sich überdies doch nur durch den Vornamen. Was brauchen Sie ihren betrügerischen Max, wenn Sie dafür einen so ehrenwerten Bürger wie Paul Hummel bekam. Er war es doch, der ihr zu ihrem Glück verholfen hatte.

Spähenbrief.

Ah, wie freut euch der tiefe Schnee,
Aber glaubt mir — der Hunger tut weh,
Denn der Winter, wenn alles verschneit,
Ist der Vögelein bitterste Zeit.
— Haben ein Haus nicht mit Dfen und Dach,
Sihen oft frierend im Nestchen wach.
Wenn wir morgens die Beinchen strecken,
Niemand kommt, uns ein Tischlein decken,
Bilden dann bittend im Flodentreiben
Euch in die blinkenden Fenster Scheiben.
— Wenn sich doch eine öffnen wollt,
Und uns Hände dann gütig und hold
Ein bescheidenes Futter streuen.
— Solltet die Güte nimmer bereun.
Hell im Frühling soll euch erklingen
Unser dankend Zwischern und Singen.
Wolltet ihr mehr?, so kann es nicht sein,
Sind ja nur arm, arme Vögelein.

Grete Migeod.



Spiele und Rätsel

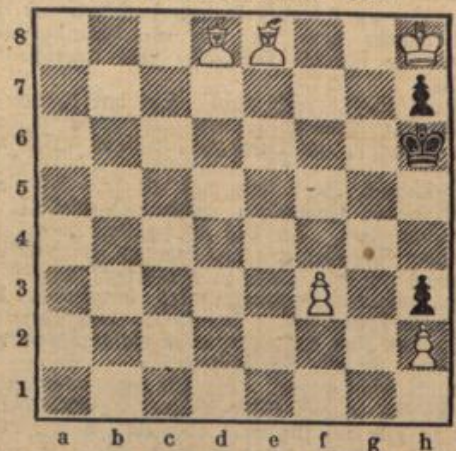


Schach



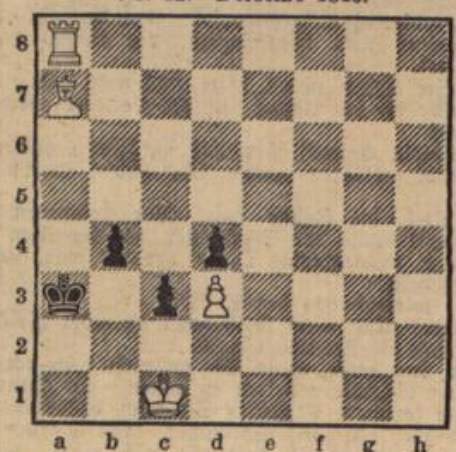
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 11. A. Anderssen 1842.



Weiß: Kh8, Ld8, e8, Bf3, h2; Schwarz: Kh6, Bh3, h7.
Matt in 4 Zügen.
1. Lh5—K×h5, 3. Kf6—Kh4,
2. Kg7—h6, 4. Kg6#.

Nr. 12. Derselbe 1846.



Weiß: Kc1, Ta8, La7, Bd3; Schwarz: Ka3, Bb4, c3, d4.
Matt in 4 Zügen.
1. Lb6+—Kb3, 3. La5—Kd3,
2. Ta1—c2, 4. Ta3#.

Nr. 13. Derselbe 1848.

Weiß: Ka1, Lf8, Tg1, Se5, f6; Schwarz: Kh8, Th7, Le8, g7.
Matt in 3 Zügen.
1. Kb1 Zugzwang,
1. ... Lh5! 2. Tg6 droht 3. Sf7 #,
1. ... 2. ... Lg6+, 3. S×g6 #,
1. ... 2. ... Sg7 ♞, 3. Tg8 #.

Anderssen und das „Indische Problem“. An der Spitze jeder jeden Abhandlung über das „Indische Problem“ gehört der Name des deutschen Altmeisters Anderssen zu stehen. Das Problem (obiges Nr. 11), auf dem sich diese Behauptung stützt, befindet sich in der ersten Ausgabe der Probleme des Großmeisters aus dem Jahre 1842. Diese Sammlung enthält 60 Aufgaben. Sicher hat Anderssen sie nicht mit einem Schlage komponiert und veröffentlicht. Dazu sind sie zu bedeutend. Wahrscheinlicher erscheint es, daß das Buch den Niederschlag einer mehrjährigen Tätigkeit enthält. Einige Stücke daraus werden schon vorher bekannt ge-

worden sein. Da es noch keine Schachzeitschriften und Schachspalten damals in Deutschland gab, kämen als Verbreiter höchstens Rätselecken in Zeitungen, vielleicht auch Schachbücher in Frage. Auch wird der Kouponist diese oder jene Arbeit vorher seinen Schachfreunden unterbreitet haben. Aus erwähnter Sammlung hat obiges Problem (Nr. 11) den Weg in die Welt gefunden. Wir finden es im Palamède im Jahre 1843 bereits abgedruckt. Die „indische Aufgabe“ 1844 aus Indien abgesandt, wurde 1845 veröffentlicht. Sie enthält den Durchschnittspunkt Anderssens in Verbindung mit der wesentlichen Neuerung des kritischen Zuges als Einleitung. Das Hauptgewicht muß aber auf Problem Nr. 12 gelegt werden, das ein Jahr später erschien. Es macht den Eindruck, als sei es unter dem Bann des Indiers entstanden, indem Anderssen das Doppelschach ausschaltete und dem Läufer dafür eine Fesselungsrolle zuwies.

Partie Nr. 6. Gespielt am 26. Juli 1873. Spanische Partie.
Weiß: Anderssen, Schwarz: Bird.

1. e4—e5, 2. Sf3—Sc6, 3. Lb5—Sd4. Diese Verteidigung der Lopezpartie ist keineswegs empfehlenswert. Weiß kann den Springer ganz gut nehmen oder auch den Läufer aus dem Angriff nehmen. Gleichwohl ist der Springerzug nicht so leicht zu widerlegen, als es den Anschein hat. 4. S×d4—e×d4, 5. d3—c6, 6. La4—Sf6, 7. 0-0—d5, 8. e×d5—S×d5, 9. c3—Ld6, 10. c×d4—Dh4, 11. g3—Dh3, 12. De2+—Kd8, 13. f3—Te8, 14. Df2—Lf5. Weiß kann den angegriffenen Bauern nicht gut verteidigen. 15. Sc3—S×c3, 16. b×c3—L×d3, 17. Tel—T×el+, 18. D×el—Kd7, 19. d5?—Lc5+, Bird übersah hier den Gewinnzug Te8! 20. Kh1—b5, 21. Lf4—Dh5, 22. d×c6—K×c6, 23. Ld1—Td8, 24. a4—Dd5, 25. a×b5+—L×b5, 26. Kg2—g5, 27. Le2—Kb6, 28. c4—Dd7, 29. Da5+—Kb7, 30. Le4+—Lc6, 31. Da6+, aufgeben.

Lösungen: Nr. 3 1. Se6—Kf3, 2. Dg1; 1. ... 2. Sf4.
Nr. 4 1. Kd1—K×d3, 2. Db4 Angegeben von Ing. Schmitt.



Rätsel



Bilder-Rätsel.



Silben-Rätsel.

Aus den nachstehenden Silben sind 7 Wörter zu bilden, welche bedeuten: 1. Nord. Seeheld, 2. Erdformation, 3. russ. Herrschergeschlecht, 4. mech. Wirkbetrieb, 5. asiat. Land, 6. Sagengestalt, 7. Erdbegleiter.
a, bant, be, be, bi, drun, e, en, gu, king,
ma, ne, now, ra, rei, ro, tra, we, wi.
Die Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ergeben ein altbekanntes Sprichwort.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 26.

Sonderbare Mischung: Wolken, Kratzen, Wolkenkratzer.
— Wer hat's raus: Hand, Schlag, Handschlag.
Richtige Lösungen sandten ein: F. Barnickel, Gisela Becker, Gertrud Beuteführ, Rosy Grumbacher, Miti Hemmer, Marianne Henk, Hede Kauffmann, Martel König, Emma Lublinsky, Frau Else Mehl, Horst Michaels, Erich Mühlfriedel, Else Seip, Filomena Schneider, Käthe Sonntag, Grete Trost, sämtlich aus Wiesbaden.